

A submarine is shown on the surface of the ocean, moving from the background towards the foreground. The sky is filled with dramatic, dark, reddish-orange clouds, suggesting a sunset or a storm. The water is a deep blue with white foam from the submarine's wake.

HANS LEISTER

THRILLER

DAS  
U-BOOT

BEN  
VITO

HANS LEISTER

# DAS U-BOOT

THRILLER

BEN  
VIVO  
NTO

## PROLOG

Nie habe ich Shachaf gegenüber ein Geheimnis daraus gemacht, dass ihr Vater nicht mehr lebt, ebenso wenig wie ihre Großeltern und Sarah, die Urgroßmutter, und alle anderen Verwandten. Diese Information steht ihr zu. Auch wenn niemand mehr herausfinden kann, wie genau sie ums Leben gekommen sind.

Mit der Zeit wurden ihre Fragen drängender: »Wie hieß mein Vater, was hat er gemacht? Was ist passiert? Warum haben wir denn überlebt?«

»Das ist eine komplizierte Geschichte ...« Lange wollte ich nicht anfangen, sie zu erzählen.

Meine liebe Shachaf: Hier ist die Geschichte. Auch wenn du nicht alles verstehen wirst, vieles nicht kennst, weil es in der veränderten Welt, in der wir jetzt leben müssen, so vieles nicht mehr gibt, ich selbst schon nachdenken muss, wie es damals wirklich war.

Ich werde dir alles erzählen. Von Anfang an.

Du bist in eine dunkle Welt hineingeboren. Ich durfte lange in einer Welt leben, in der häufig die Sonne schien, voller Farben, Wärme und Licht. Das Leben war bunt und fröhlich. Natürlich gab es auch Bedrohungen, doch niemand hat sich davon allzu sehr beeindrucken lassen, die Menschen verbrachten Stunden und Tage am Strand, feierten, tanzten. Die Gärten waren voller Blüten, in den Häusern traf man sich und aß zusammen bunte Speisen aus den verschiedensten Fleisch-, Fisch- und Gemüsesorten.

Weißt du eigentlich, warum du Shachaf heißt? Shachaf ist der Name einer Vogelart. Diese großen weißen Vögel waren damals in meiner

alten Heimat an der Küste und auf dem Meer zu finden, hierzulande sieht man sie jetzt manchmal auch an den Seen, sie heißen hier »Möwen«-Vögel, die elegant und fast ohne Kraftaufwand im Wind an der Küste entlangsegeln und große Strecken über das Meer zurücklegen.

Auch wir haben eine große Strecke über das Meer zurückgelegt, bis wir hierherkamen, und am Meer habe ich mich in deinen Vater verliebt. Eine Möwe hat mich dabei angesehen.

Wir hatten Glück, viel Glück – und Menschen, die uns geholfen haben. Wer weiß, ob wir je den rettenden Tunnel erreicht hätten, wenn nicht Tarik gewesen wäre, und seine erstaunliche Tochter Amany, die uns den Weg dorthin zeigen konnte, obwohl sie ihr kleines Stück Land weit von hier vor der großen Reise nicht ein einziges Mal verlassen hatte.

Erzähl die Geschichte weiter, erzähl sie deinen Kindern und Enkeln, damit sie wissen, was geschehen ist, auch wenn sie sich die Zeit, die ich erlebt habe, wohl noch weniger vorstellen können als du. Gib ihnen unsere Sprache weiter – es gibt nur noch wenige, die sie sprechen.

**TEIL I**  
**ÜBERLEBEN IM U-BOOT**

## KAPITEL I

### LEAH: DER TAG, DER MICH AUFS U-BOOT BRACHTE

Es war stockdunkel, Mitternacht vorbei, wir dümpelten nordwestlich von Haifa in rauer See, um die Hafeneinfahrt vom Meer her zu überwachen. Die Positionslichter hatten wir gelöscht. Plötzlich der Einsatzbefehl von der Radarstation an Land. »Kleines unbekanntes Objekt mit 1,5 Knoten und Kurs achtzig unterwegs auf Position soundso«, ein ganzes Stück weiter draußen vor der Küste. Wir hörten alle über die Kopfhörer in unseren Helmen mit.

David, der Bootsführer, ließ die beiden Außenbordmotoren aufheulen, äußerste Kraft voraus. Wir knallten in die schräg von vorne kommenden Wellen, die Gischt spritzte in Wolken über das ganze Boot von links vorne nach rechts hinten. David wollte schnell zu dem Objekt. Ich hielt mich fest, zog noch einmal die Sicherungsleine straff – bei dem Tempo und der Dunkelheit bloß nicht über Bord gehen, das war mein einziger Gedanke.

Inzwischen kam eine weitere Meldung: »Noch ein zweites, etwas kleineres Objekt eine halbe Meile südlich vom ersten. Gleicher Kurs, etwas schneller.«

Unsere Radar-Beobachter an Land (diesmal war es eine weibliche Stimme, sachlich und unaufgeregt) waren ziemlich gut. Mit Computer-Analysen und Hightech-Programmen konnten sie per Radar unscheinbare regelmäßige Muster im Wellengang entdecken, wie sie von bewegten Fremdkörpern verursacht wurden. Um festzustellen, was wirklich hinter einem dieser Muster steckte, musste aber jemand hinfahren und nachsehen. Jemand, das waren heute wir drei: David,

die Maschinengewehrschützin Keren, und ich, die Wehrpflichtige, als Hilfskraft für alles, was es sonst noch zu tun gab.

Ja, ich hatte freiwillig und unbedingt zur Marine gewollt, wenn ich schon Wehrpflicht leisten musste. Marine – da stellt man sich stolze Schiffe vor, die eindrucksvoll in den Hafen einfahren, mit Matrosen in weiß-blauem Zeug an der Reling aufgereiht, zur Nationalhymne salutierend. So sieht es auf den Werbebildern aus.

Unser Boot war kein Kriegsschiff, sondern eigentlich ein Witz: ein dunkelgraues »Festrumpfschlauchboot«, also ein stabiler Plastikboden mit einem Luftschlauch rundherum, ein Steuerstand mit allerhand Elektronik in einem winzigen Aufbau mit Schiebetüren, vorne ein Maschinengewehr, hinten die beiden Außenbordmotoren und einige Behälter mit Utensilien. David, Keren und ich, das war die ganze Besatzung. Klo gab es keins an Bord. Wenn es zu dringend wurde, pickte man die Sicherungsleine ein (David hatte uns eingeschärft: Immer sichern, beim Pinkeln passieren die meisten Person-über-Bord-Unfälle) und versuchte es irgendwie am Heck. Bei sehr schlechtem Wetter war man früher oder später sowieso durch und durch nass, dann war es auch egal.

Wir waren der graublau Alltag der israelischen Marine: ein kleines Boot, langweilig, aber wichtig, um Hafen und Küste abzuschirmen.

Heute hatte es am späten Abend ruhig angefangen, es schien eine langweilige Nachtwache zu werden. Der Wind war frisch, der Seegang aus Westsüdwest wurde zusehends rauer. Unser Auftrag: kleine Boote oder Kampfschwimmer der Hisbollah oder irgendwelcher anderer Bösewichte abzufangen. Der Libanon war nur zwölf Seemeilen entfernt, von dort aus konnten jederzeit Terroristen kommen. Meistens passierte bei solchen Fahrten gar nichts, außer dass wir angestrengt und ergebnislos Ausschau hielten und uns durch die Dunkelheit schlichen, ab und zu den Motor aufheulen ließen, mit dem Suchscheinwerfer ein bisschen Spektakel machten und damit die Ankerwachen der auf Reede liegenden Frachtschiffe erschreckten.

So war auch die erste Hälfte dieser Nacht verlaufen, Routine bei anstrengendem Wetter: Wir kreuzten durch schwere Wellen und strammen Wind, mal schnelle Fahrt mit aufgestelltem Bug hoch aus dem Wasser, mal langsamer, mal die Wellen von vorne (übel, da knallte der Bug nach jeder Welle ins Wasser), mal von der Seite, mal von hinten – das war noch am angenehmsten.

Jetzt jagten wir im Alarmzustand auf mögliche Terroristen zu. Beim »etwas kleineren Objekt« würden wir zuerst eintreffen. Kurz vor Erreichen der Position drosselte David die Motoren, wir schlichen uns in kleiner Fahrt an und starrten in die Dunkelheit, versuchten zwischen den Wellen irgendetwas zu erkennen. Von Land kam die Korrektur der Soldatin am Radar: »Etwas weiter nach Nordnordwest, ihr fahrt sonst dran vorbei.« Wir suchten noch eine ganze Zeit, dann sahen wir etwas, einen schwarzen Schatten zwischen den Wellen. Er hatte eine Art Stiel, der im Takt der Wellen nickte.

David berichtete der Landstation, was wir mehr ahnten, als es wirklich sehen zu können. Keren saß auf einem Blechteller, hatte sich mit den Beinen in die Fußrasten des MG-Sitzes verkeilt und richtete die schwere Maschinenwaffe mit beiden Händen auf das Objekt. Wenn sich dort etwas tat, was gefährlich aussah, würde sie erst schießen und dann nachsehen, was sie getroffen hatte, so war Davids Befehl. Trotz meines Helmes und der schussicheren Weste hatte ich zum ersten Mal richtig Angst und machte mich kleiner hinter dem Gummikulst. Das half, auch wenn ich wusste: Gummi wird mich nicht schützen. David versuchte, das Objekt auf unsere windabgewandte Seite zu bringen, wir schlingerten fast ohne Fahrt in den Wellen, der Sturm übertönte das Blubbern der Motoren bei niedriger Drehzahl.

Nun schaltete David den großen Suchscheinwerfer ein, schlagartig wich die Dunkelheit vor uns, weiße Schaumkronen leuchteten auf. Der schwarze Schatten schimmerte jetzt bunt, gelb und grün, der merkwürdige Stiel war dunkler, vielleicht braun, davor eine grellorange Boje, wie Fischer sie benutzen.

Langsam kapierten wir: Vor uns lag eine Badeinsel im Wasser. Die Insel war nicht mehr straff aufgeblasen, sondern wurde nur noch von einem Rest Luft gerade so über Wasser gehalten. Der Stiel entpuppte sich als Plastikstange, mit grünen Plastikresten oben dran, die wohl früher mal eine Palme dargestellt hatte. Die ehemalige Plastikpalme fungierte als Segel und ließ das Gebilde im Wind Fahrt machen. Ich richtete mich auf, das Ding schien nicht gefährlich zu sein.

Wir stocherten in Teilen von Fischernetzen, ein Schwimmer und andere Fischereiausrüstung hatten sich an der Insel verfangen.

Nach einem Bericht von David kam der Befehl der Landstation: »Radar-Reflektor am Objekt anbringen, haltet euch nicht lange auf, wir lassen das Zeug von der BAT GALIM bergen. Fahrt sofort zum nächsten Objekt.«

Die BAT GALIM war ein richtiges Schiff, eine Unterstützungseinheit mit einem Kran an Bord, aber die mussten die Badeinsel erst einmal finden, was uns schon schwergefallen war. So wurde es mein Job, weit herausgebeugt und gesichert durch eine Leine, vom Bug aus eine passende Stelle zu suchen, um mit einem Karabiner ein dreißig Zentimeter großes Alu-Blechteil an der Badeinsel anzubringen, einen Radar-Reflektor, damit die Landstation das »Objekt« nicht mehr aus den Augen verlieren und das Unterstützungsschiff, die BAT GALIM, es leicht finden und näher untersuchen konnte.

Ich stellte mir vor: Das Plastik-Teil samt der Palme mit fröhlichen Kindern oder betrunkenen Typen irgendwann, irgendwo an einem Badestrand, vielleicht Mallorca oder Tunesien, dann kam ablandiger Wind auf. Wenn der Wind stark genug war, hatten auch zwei, drei kräftige Schwimmer keine Chance, das Ding zurück an den Strand zu bringen. Jetzt trieb es als Plastikmüll nach einer Odyssee über das Mittelmeer ausgerechnet vor unserer Küste in Haifa.

Wir fuhren in Richtung des zweiten Objekts. Die Suche war dort noch schwieriger. Die Landstation meldete: »Ihr seid genau dort.« Wir stierten in die Dunkelheit und sahen – nichts, nur Schatten von

Wellen, Schaumkronen, Wasser. Schließlich schrie Keren in ihr Mikro: »Da, auf zwei Uhr, da muss was sein!« Wir schlichen uns näher heran, dann wieder der Suchscheinwerfer. Ein großer hellblauer Fleck, der sich im Takt mit den Wellen bewegte, darauf einzelne kleine Teile, die nicht klar zu erkennen waren: Es handelte sich um die Reste eines großen Schlauchboots, ohne Luft, die schlappe Hülle bewegte sich genauso wie die Wellen, sie fiel deshalb in der Dunkelheit nicht weiter auf, war nur an den Unregelmäßigkeiten der Wellenkämme zu erkennen. Eine Schwimmweste hing noch an den Resten, außerdem andere Fetzen, vielleicht zurückgelassene Kleidungsstücke.

Mir war es unheimlich. Entweder handelte es sich um ein perfektes Versteck für Taucher, die unter der Plane schwammen, oder es war tatsächlich einfach nur ein verlassenes Schlauchboot, das schon durchs halbe Mittelmeer getrieben sein konnte. Vielleicht eines der Migranten-Boote? Was war mit den Menschen passiert? An Land gegangen, auf See gerettet, ertrunken? Das Boot schien jedenfalls schon lange aufgegeben, die Luft war fast komplett entwichen.

David meldete unseren Fund an die Landstation. »Die BAT GALLIM ist schon unterwegs, die schauen sich auch das zweite Objekt an. Habt ihr noch einen Reflektor?« Nein, hatten wir nicht, außer unserem eigenen, der uns selbst kenntlich machen musste. »Wir hängen die Person-über-Bord-Boje dran«, meinte David. Er musste nichts sagen, es war wieder mein Job, das Ding zu befestigen. Die Boje begann auch brav selbsttätig zu blinken, als das schwerere Unterteil sie im Wasser aufrichtete, von mir mit einem Bündsel verbunden mit dem schlappen Schlauchboot-Rest.

Über der ganzen Sucherei begann es nun schon zu dämmern, zartes Rosa zeigte sich im Nordosten. David bat über Funk um Erlaubnis, zur Basis zurückkehren zu dürfen. »Ok, kommt zurück.« Endlich ein vernünftiger Befehl. Auf der Rückfahrt durfte ich das Steuer übernehmen, hielt auf die orange-rosa Färbung im Osten zu, bald schon stach ein erster Sonnenstrahl hinter den Bergen hervor. David

hatte keine Augen dafür, er machte sich Notizen mit seinem Spezialstift auf einem Block mit wasserfestem Papier. Er würde einen Bericht schreiben müssen über unsere nächtlichen Plastikmüll-Abenteuer.

Die Sonne war jetzt aufgetaucht. Kurz vor der Hafeneinfahrt übernahm David wieder das Steuer, schwenkte in weitem Bogen um das Ende des Wellenbrechers und hielt auf das ruhigere Wasser zu, das auf der wind- und wellengeschützten Seite der Mole lag. David zog den Fahrthebel zurück, das laute Motorengeräusch verstummte schlagartig, und das Boot kippte aus der Schräglage in eine gemütlichere waagrechte Position, was unsere Köpfe kurz nach vorne nicken ließ.

Jetzt, ohne den Motorlärm, konnten wir von Backbord das Tüt-Tüt-Tüt der Hafenkräne und Fahrzeuge hören, wo im ersten Sonnenlicht Container durch die Luft schwebten, um abwechselnd an Land oder auf einem riesigen Schiff krachend abgesetzt zu werden.

Wir hielten auf den Bereich zu, in dem unser Boot zusammen mit einem halben Dutzend anderer Motorboote seine Heimatbasis hatte. Ich stieg auf den Wulst am Bug des Gummi-Bootskörpers, die Vorleine in der Hand. Im richtigen Moment, weniger als einen halben Meter vom Ponton entfernt, sprang ich hinüber, im gleichen Augenblick ließ David die Motoren noch mal aufheulen, um das Boot im Rückwärtsgang zu stoppen.

Ich schlang die Vorleine um den Poller und warf das Ende zurück zu Keren, die es am Boot festmachte: »Vorleine fest!« Wir waren beide keine Anfängerinnen mehr.

Bald stand ich an der Pier auf festem Grund, aber die Umgebung bewegte sich weiter langsam auf und ab. Nach zehn Stunden Seegang kommt der Kopf nicht damit zurecht, dass man wieder auf richtigem Boden steht. Der Kopf versucht weiter, nicht vorhandene Bewegungen auszugleichen. Ich atmete tief durch und spürte erst jetzt die totale Erschöpfung in mir aufsteigen, die Erschöpfung nach einer harten Nacht, und trotz der Sonnenstrahlen begann ich zu zittern. Die Einbildung des schwankenden Stegs ließ langsam nach, der feste Grund

wurde wieder zur Realität. Jetzt schwankte das Boot, als zuerst Keren, dann David an Land gingen. Wir zogen die Handschuhe, die Schwimmwesten und unsere schussicheren Westen aus und nahmen die Helme ab. Danach rief David: »Antreten!« Keren und ich standen sowieso schon nebeneinander, gaben uns keine besondere Mühe, auch noch gerade zu stehen, David straffte sich, hielt die Hand an seine nicht vorhandene Mütze und rief: »Einsatz beendet. Habt ihr gut gemacht.« Er nahm die Hand herunter. »Geht unter die Dusche und schlaft euch aus. Ich sage Bescheid, dass der Hafendienst tanken soll, wir sind genug gefahren. Wegtreten!«

Ich war David dankbar, dass er uns das Tanken ersparte, ich musste dringend aufs Klo, sehnte mich nach einer heißen Dusche und einem Bett.

Warum hatte ich mir das angetan? Bei der Musterung zum Wehrdienst darauf gedrungen, unbedingt zur Marine zu kommen? Ich muss zugeben, ich hatte keine Ahnung gehabt, was mich dort wirklich erwartete. Die Marine hatte für mich ein Gesicht gehabt: die kantigen Wangenknochen und der verschmitzt lächelnde Mund von Sami, mit Sommerprossen und der hochgeschobenen Sport-Sonnenbrille.

Sami war Ausbilder im Segelkurs beim Yachtclub gewesen, früher hatte er Dienst bei der Marine geleistet, und für mich, mit meinen damals sechzehn Jahren, verkörperte er das absolute Idol, ein großer, kräftiger, gut gelaunter Dreiundzwanzigjähriger, der ruhig und besonnen klare Kommandos gab und immer wusste, was zu tun war. Er roch nach Sonne, Meer und nach der Sommerbrise, die unser Segelboot ansob. Wenn er mir die Hand führte beim Knoten-Üben, bekam ich einen heißen Kopf und das große Prickeln. Mit den losen Enden der Leine brachte ich nichts Vernünftiges mehr zustande, meine Finger waren immer im Weg, doch er blieb gelassen und meinte nur: »Musst du noch üben«, bevor er bei einer anderen Kursteilnehmerin mehr Erfolg mit den Knoten hatte. Ich weiß bis heute

nicht, ob er überhaupt bemerkt hat, dass ich ihn anhimmelte. Ich sah ihn nach dem Segelkurs nicht wieder. Trotzdem: Meer, gute Laune und Energie, das hatte sich für mich mit dem Gesicht von Sami und dem Wort »Marine« verbunden.

Wenn schon Wehrdienst sein musste, dann kam für mich deshalb nichts anderes infrage. Endloser Gammel-Dienst in irgendeiner Unterstützungseinheit, nein danke; ich hatte von Mädchen gehört, die zwei Jahre nur Kaffee gekocht hatten an irgendeinem Wüsten-Standort, oder in einem Büro Aktenberge vom ersten in den dritten Stock geschleppt hatten, nur um sie am Tag darauf wieder in den ersten Stock zu bringen und Seite für Seite einzeln zu schreddern. Natürlich hätte ich mich auch zu einer Kampfseinheit beim Heer melden können, das hätte dann wahrscheinlich bedeutet, an irgendeiner Kontrollstelle im Palästinensergebiet arabische Frauen und Kinder abzutasten, das sei der Job der Frauen bei den Kampfseinheiten, wusste eine Mitschülerin zu berichten. Ich hatte nichts gegen Araberinnen, aber mich von ihnen anzeteren zu lassen, weil ich ihre Handtaschen durchwühlen musste, das war jetzt auch nicht so das, was ich gerne zwei Jahre lang tun wollte.

Marine sollte es sein, und zwar richtig auf dem Wasser, nicht im Büro des Hafenmeisters oder vor einem Bildschirm an Land. Richtige Marine, auf einem Schiff, na ja, einem Boot, das hatte ich jetzt. Im Moment hatte ich aber gerade genug davon.

Nach der Dusche in der Unterkunft war der Hunger größer als die Müdigkeit. Ich ging in die Messe, wo das Frühstück schon fast beendet war. Aus einer weitgehend leer geräumten Warmhalte-Wanne kratzte ich noch etwas Shakshuka, das Standard-Frühstücksgericht aus Tomaten, Eiern und Schafskäse, stellte dazu einen Brotkorb, etwas Hummus, einen Orangensaft und einen Kaffee auf das Tablett. Schlafen nach einem Nachteinsatz sollte auch mit Kaffee kein Problem sein.

Kaum hatte ich mich vor mein Shakshuka gesetzt, glotzte mich ein Marinesoldat an, derselbe Typ, der letzte Woche schon geglotzt hatte. Blöderweise saß er mir genau gegenüber, auf der anderen Seite der Messe. Ich bemühte mich, nicht hinzusehen, damit er nicht auf die Idee kam, ich wäre an ihm interessiert. Er war nicht der Typ Sami, braun gebrannt und mit Sonnenbrille, sondern einer der bleichen Stubenhocker von der Basis, vielleicht ein Marine-Geheimdienst-Mann, der tagein, tagaus langweilige Funksprüche und Telefonate abhörte, oder einer der Radar-Heinis, die vor Bildschirmen in dunklen Räumen saßen.

Da kam es mir gerade recht, dass ich meinen Blick auf den Eingang richten konnte, wo jetzt eine Kapitänin mit jeder Menge Streifen auf dem Arbeitsanzug hereinkam und sich suchend umsah. Offiziere ließen sich normalerweise hier nicht blicken, die hatten eine eigene Messe.

Die Kapitänin schien recht jung für ihren Rang, vielleicht Anfang dreißig, nicht allzu groß, sportlich. Sie kam jetzt mit entschlossenen Schritten genau auf mich zu. »Bist du Leah Friedman?« Ich schlang den Rest von Ei und Tomaten, den ich gerade im Mund hatte, herunter, und statt einer Antwort nickte ich nur, um mich nicht zu verschlucken.

Sie streckte mir die Hand entgegen: »Ich bin Anat. David hat von eurer Nacht-Patrouille erzählt, du musst müde sein.«

»Ziemlicher Wind und Seegang heute, Plastikmüll hat uns beschäftigt, sonst nichts Besonderes.«

Mein Understatement unserer Patrouillenfahrt schien ihr zu gefallen. »Dann sollten wir uns heute Nachmittag, wenn du ein bisschen geschlafen hast, in Ruhe unterhalten. Wir wollen dir eine Spezialausbildung anbieten, da gibt es einen ganz besonderen Kurs, das könnte was für dich sein.«

Ich sah Anat fragend an, aber sie ging nicht darauf ein. »Wir reden später. Wäre vierzehnhundert für dich ok?« Sie meinte vierzehn Uhr, sprach im Marine-Jargon.

»Wo?«

Anat gab mir eine Gebäudennummer und beschrieb die Lage des Hauses im Marinestützpunkt.

Sie verabschiedete sich, war schon im Gehen, als sie sich noch einmal umwandte. »Bet reicht, wir sind unter uns. Also dann, bis heute Nachmittag.«

Ich saß vor dem leeren Shakshuka-Teller, dem halb vollen Orangensaft-Becher, zwei Brotstücken und dem Rest Kaffee. »Bet« war die B-Uniform, die Arbeitskleidung, ich musste also nicht in Ausgehuniform erscheinen, die mit A wie »Alef« bezeichnet wurde.

Der Marinesoldat, der mich angestarrt hatte, machte jetzt ein verdutztes Gesicht. Dass eine Kapitänin mit jeder Menge Streifen an der Bluse mich suchen würde, das hatte er nicht erwartet. Ich stand auf und ging etwas aufrechter aus der Messe, als ich hineingegangen war.

Kurz vor zwei Uhr war ich im Erdgeschoss des Gebäudes, in das Anat mich bestellt hatte. Hinter einem Fenster saß ein missmutiger Wachmann. »Ich bin Leah und habe einen Termin bei Anat.« Der Wachmann nickte und wurde freundlicher, wollte meinen Truppenausweis sehen, schloss sein Fensterchen wieder. Ich sah ihn nach dem Telefonhörer greifen, hörte aber nicht, was er hineinsprach, hinter seinem Fenster aus Panzerglas. Er öffnete wieder seine Luke. »Hast du ein Telefon dabei?«

»Ja, klar ...«

»Musst du hierlassen.«

Er holte einen Umschlag, steckte mein Telefon hinein, ließ sich meinen Namen buchstabieren und schob den Umschlag in ein Regal mit vielen Fächern, in ein Fach mit dem Zeichen für »Lamed«, also den Buchstaben »L«. Schien eine geheime Sache zu sein, die diese Anat mit mir besprechen wollte – oder das ganze Gebäude hatte eine besondere Sicherheitsstufe.

Anat holte mich ab, unterwegs ließ sie mir einen Becher Kaffee aus einem Automaten. Im Gang hingen Bilder von U-Booten, die aufgetaucht mit voller Geschwindigkeit fuhren, auch Innenaufnahmen und U-Boot-Fahrer mit verpixelten Gesichtern, die sich zu fünft an einem viel zu kleinen Tisch drängten, fröhlich grinsten und irgendwie etwas löffelten, es sah aus wie Shakshuka.

Anat führte mich in ihr Büro. Das kleine Fenster, das teilweise noch von einer überdimensionalen Klimaanlage ausgefüllt war, ließ nur wenig Tageslicht herein. Ein primitiver Schreibtisch voller Akten, neben einem Blechregal eine kleine Besprechungscke mit unbequemen Stahlrohr-Stühlen.

»Bitte hab Verständnis dafür: Als Erstes musst du unterschreiben, dass du dieses Gespräch absolut vertraulich halten wirst.« Sie schob mir einen Vordruck zu. »Du weißt, was das heißt, denke ich.«

Ich war neugierig genug, um zu unterschreiben, schon um mehr zu erfahren. Anat legte das Papier auf ihren Schreibtisch. »Danke. Ich spreche es direkt an: Wir halten dich für geeignet, dich zu einem Lehrgang bei uns hier nachzumelden, in dem ein Platz frei geworden ist.«

Was hieß »bei uns hier«? Bei den U-Booten? Ich nippte an meinem Kaffee und wartete ab.

»Wir beginnen nächste Woche mit einem neuen Lehrgang für die U-Boot-Ausbildung. Das kommt jetzt überraschend für dich, aber wir glauben, dass wir dich gut genug kennen, um zu wissen, dass du dafür geeignet bist.«

»U-Boote? Da sind Frauen doch gar nicht zugelassen.«

»Bisher nicht. Die Amerikaner haben gemischte Crews, aber auf riesigen Booten, mit getrennten Bereichen. Auf unseren kleinen Booten geht das nicht. Wir stellen deshalb eine komplette Crew aus Frauen zusammen. Mit der Ausbildung wollen wir nächste Woche anfangen, U-Boot-Grundkurs.« Sie fügte hinzu: »Noch ist das Projekt streng geheim.«

Mein Interesse wuchs mit jedem Satz. U-Boot, das war bei der Marine die höchste Stufe des Ansehens, viel toller als alles, was mein Segellehrer Sami wahrscheinlich je gemacht hatte. Und ich sollte dafür geeignet sein? Ich atmete tief durch.

»Die Ausbildung heißt noch nicht, dass du dann tatsächlich auf einem U-Boot fahren wirst, die Chance ist 50:50, würde ich sagen. Wir bilden doppelt so viele aus, wie wir definitiv brauchen. Wenn es nicht klappen sollte, heißt das: als Offizierin ausscheiden, Leutnant der Reserve mit Top-Zeugnis, du hattest eine gute Zeit und hast was gelernt.« Anat machte eine Pause, dann sprach sie leise und sehr deutlich weiter: »Wenn es klappt, und du in den U-Boot-Dienst gehst, dann müsstest du aber etliche Jahre dabeibleiben, das ist die Bedingung. Danach gehst du als Ingenieurin und bekommst die beste Job-Vermittlung, die wir bieten können.«

Ich hatte das Gefühl, jetzt langsam mal eine Frage stellen zu müssen, und mir fiel auch eine ein: »Warum ist ein Platz frei geworden?«

Anat richtete sich auf, dachte wohl nach, wie viel sie verraten sollte, und sagte dann: »Tauglichkeit ist immer ein Problem, gerade beim U-Boot-Personal.«

Die andere Frage, die auf der Hand lag, fiel mir nicht gleich ein, sondern erst viel später: Warum ausgerechnet ich? Schließlich gab es unter den Mädchen im Marinestützpunkt Haifa sicher andere mit besseren Leistungen und mehr Erfahrung, von denen viele mit Begeisterung aufs U-Boot gegangen wären.

Der Moment, in dem ich diese Frage endlich stellte, war nach der kleinen Feier zur Aufnahme in die Elite der U-Boot-Fahrer. Anats Antwort überraschte mich: »Du bist oberer Durchschnitt. Genau das suchen wir.«

An meiner weißen Paradeuniform prangte das gerade angebrachte Abzeichen zur Waffengattung, ein stilisiertes U-Boot in Zigarrenform, fast zehn Zentimeter lang. Es sah eher obszön aus an einer Mädchenbrust. Das begehrte Abzeichen hatten bisher ja auch nur Männer an

der Uniform getragen. Nur schade, dass wir aus Geheimhaltungsgründen nicht außerhalb des Stützpunktes damit herumlaufen konnten. Draußen durfte keiner wissen, wer zur wichtigsten und geheimsten Waffe der israelischen Marine gehörte.

»Durchschnitt? Ich dachte, ihr nehmt die Besten ...«

Anat, die von der Feier ganz aufgekratzt war, sah mich an. Ich erhielt eine Antwort, die mich noch lange beschäftigen würde: »Fürs U-Boot geeignet sind Leute, die ausgeglichen und teamfähig sind. Leute, die nicht zu Extremen neigen, zuverlässige Leute, die möglichst überall oberes Drittel sind, aber nirgends zu den Allerbesten gehören. Wer in irgendetwas besonders gut ist, hat anderswo ausgeprägte Schwächen. Und solche Personen wollen manchmal andere übertrumpfen. Das können wir nicht gebrauchen. Wir brauchen Teamgeist, Ausgewogenheit, rundum.« Anat zuckte mit den Achseln und redete weiter: »Du bist nirgends ein Überflieger, aber du hast dich unter Kontrolle, fügst dich ein, hast trotzdem ein eigenes Urteilsvermögen, du bist nicht zu groß und nicht zu klein, du hast Mut, bist aber nicht übermütig, du bist nicht schüchtern, aber auch nicht vorlaut. Vier bis sechs Wochen am Stück im U-Boot: Dafür brauchen wir besonnene Profis, keine Superstars mit Allüren, die sind im Einsatz unberechenbar.«

So viel auf einmal hatte Anat noch nie mit mir gesprochen. Ich weiß nicht, ob sie ahnte, was sie damit anrichtete. Seitdem muss ich immer daran denken: Ich, Leah, bin Durchschnitt, na ja, oberer Durchschnitt immerhin. Wenn ich im Schlussverkauf etwas in Größe M suche, und es gibt nur noch XS und XL zu günstigen Preisen, dann muss ich daran denken: Ich bin eben Durchschnitt.

Jedenfalls konnte mir nichts Besseres passieren, als ausgerechnet auf einem U-Boot zu landen. Es hat mir das Leben gerettet. Wäre es anders gekommen, wäre ich heute tot. Wie so viele.